

**Auf dem Meridian von Triest**  
**Laudatio auf Claudio Magris zur Verleihung des Friedenspreises**  
**in der Paulskirche am 18. Oktober 2009**

Lieber, sehr verehrter Claudio Magris,  
Verehrter Herr Bundespräsident,  
Verehrte Frau Oberbürgermeisterin,  
Verehrter Herr Honnefelder,  
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich könnte meine Lobrede auf Claudio Magris beginnen, indem ich ihn als „Meister der Farbe Blau“ vorstelle. Von den unendlich vielen, ihm zur Verfügung stehenden Abstufungen und Tönungen der Farbe Blau sprechen, bei jemanden, der das Adriatische Meer täglich vor Augen hat und für den die Odyssee das „Buch der Bücher“ und der „Roman der Romane“ ist, wäre das nichts so Ungewöhnliches. Da gibt es unendlich viele Schattierungen: „eintönig metallisches Grau“, „durchscheinend lichtvolles Blau“, „türkisfarbenen Grund mit kobaltblauen Flecken“, „die unsagbare Tiefe des Indigos“, Wasser ist jadegrün und smaragdgrün, violett mit gesprenkeltem Kies, von tiefblauer Ferne und mit „dem Lächeln der Schaumkronen“. Eine Farbenlehre der Ozeane, eine Metaphysik des Maritimen, für Magris die Welt der Freiheit, in der die Menschen daran erinnert werden, dass sie vielleicht einmal Götter waren.

Es wäre reizvoll, der Versuchung nachzugeben, den Meister der literarischen Interpretation zu preisen, jemanden, der die Literatur nicht benutzt, um die allerneuesten Theorien und Methoden an ihr auszuprobieren, sondern jemand, für den sie ein Stück Welt ist, der sie achtet und liebt, weil er, der aus der besten Schule der italienischen Germanistik kommend, selber ein großer Schriftsteller ist.

Und es soll auch nicht verhehlt werden, wie verführerisch es wäre, hier eines seiner Bilder vorzulegen, vorzulesen, in dem ein Augenblick, ein Moment des Lebens für alle Ewigkeit fixiert ist wie jenes im Bernstein eingeschlossene Insekt. Man sieht gleichsam, wie der Schriftsteller innehält, sein Auge einstellt, sich heranzoomt und auf den Auslöser drückt. Dann entdeckt das Auge, dies nur als Beispiel, an einem Sumpf, der nur ein „undifferenzierter Fleck“ ist, „nach und nach unzählige Realitäten und holt sie in den Vordergrund, das reglose Maul eines Frosches an der Wasseroberfläche, die Schnörkel

einer dahingleitenden Natter, ohne dass zu erkennen ist, ob sie an der schlammigen Oberfläche schwimmt oder kriecht“.

Aber hier geht es nicht zuerst um die tausend Abstufungen der Farbe Blau, nicht um die Liebe eines Literaturwissenschaftlers zur Literatur und das genaue Auge eines Schriftstellers, sondern um *den* Claudio Magris, der uns Europa gezeigt hat, den Entdecker des anderen Europa, des mittleren und östlichen, dessen, was man – in Deutschland jedenfalls – sich lange nicht getraut hat, Mitteleuropa zu nennen.

Es gab Punkte auf der Landkarte des geteilten Europas, an denen das Bewusstsein von seiner Teilung immer lebendiger als anderswo geblieben und die andere Seite nie außer Sichtweite geraten war. Orte des Phantomschmerzes. Wenn wir vom Eisernen Vorhang sprechen – es war Winston Churchill, der 1946 in seiner Rede in Fulton das ebenso grausame wie poetische Bild geprägt hatte -, dann sprechen wir auch von dem Meridian, der durch Triest geht, und von Claudio Magris, für den diese Stadt, wie er bemerkte, „der ideale Beobachtungsposten Richtung Europa“ wurde.

Magris ist in Triest in einer seit Generationen in der Region ansässigen Familie 1939 geboren. Er blieb der Stadt ein Leben lang treu, nicht aus engem Lokalpatriotismus, sondern weil die Stadt so etwas wie der Spiegel Europas, ja des Zustandes der Welt war. Dort hat er schon als Kind den Klang der deutschen Sprache vernommen. In Triest war gegen Ende des Krieges aber auch Odilo Globocnik stationiert, der zuvor im Generalgouvernement die „Aktion Reinhard“ zur Vernichtung der Juden geleitet hatte. Magris hat die kurzfristige Besetzung der Stadt durch die Tito-Partisanen und die Ankunft der aus Istrien und Dalmatien geflohenen und vertriebenen italienischen Bevölkerung erlebt, darunter auch die der Familie seiner späteren Frau und Muse Marisa, die aus Fiume/Rijeka stammte. Dort wuchs er auf in einer Stadt, die in Vielem an die paradoxe Lage Berlins nach dem Krieg erinnerte: ein auf Dauer gestelltes Provisorium zwischen den Welten. Die Stadt, einmal die viertgrößte der Donaumonarchie, der zentrale Hafen Mitteleuropas an der Adria, war mit der Teilung der Welt ins Abseits, an die Peripherie geraten. Und dennoch wuchs Magris in einer Stadt auf, in der die Spuren des kosmopolitischen und liberalen Geistes des einstigen Emporiums der Donaumonarchie an der Küste des Mittelmeers noch vorhanden waren, in der Rainer Maria Rilke und James Joyce gelebt und gearbeitet hatten, die durch Umberto Saba und Italo Svevo zu einer „Hauptstadt der Weltliteratur“ geworden war,

und in der Schriftsteller und Intellektuelle wie Boris Pahor, Biagio Marin, Roberto Bazlen und Giani Stuparich Verbindung hielten zu einer vergangenen, in die Brüche gegangenen Kultur. (Triest 84). Claudio Magris kannte die Stadt und vor allem das Hinterland, das von Scipio Slataper so wunderbar geschilderte, hinter der Stadt aufsteigende Karstgebirge, das nun zu „Stalins Reich“ und dann zum titoistischen Jugoslawien gehörte – bis die Grenze fiel, erst 1989, dann 2004, als Slowenien der Europäischen Union beitrat. Von lebensgeschichtlich-existenzieller Bedeutung war seine Studienzeit in Turin, auch in Freiburg im Breisgau. Turin war mehr als nur ein Studienort für den jungen Germanisten. Es war, wie Antonio Gramsci sagte, die „moderne Stadt der Halbinsel“, die Stadt der Geometrie, die Stadt der Mole Antoniella, eines phantastischen Towers, des höchsten Bauwerks in Europa um 1900. Magris schrieb dort Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre, in gewählter Distanz zu Triest, seine Dissertation. Aber er ging nach Triest zurück, als ordentlicher Professor, der nun – wie die Legende besagt – regelmäßig an seinem Tischchen im Cafe San Marco anzutreffen und zu sprechen ist, wenn er nicht gerade unterwegs ist, um Ehrungen und Auszeichnungen in der ganzen Welt entgegenzunehmen – darunter auch die bedeutendsten, wie heute den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Magris hat sich freilich über das „Räderwerk unablässiger Repräsentationshandlungen“ so ironisch geäußert, dass ich mich nicht einmal traue, ihm nachträglich zu seinem 70. Geburtstag in diesem Jahr zu gratulieren.

Es ist nicht schwer, zu verstehen, was Magris an Triest schätzte, ja ihn anzog. Es war gewiss nicht allein die Schönheit dieser Stadt, die zwischen Karst und Golf hingestreckt, mehr als 500 Jahre zum Reich der Habsburger gehört, deren Aufstieg aber erst als *porto franco* im 18. Jahrhundert begonnen hatte. Eine Schönheit, die man ihr auch anmerkte: von der Anlage der Piazza dell Unità d'Italia mit dem Gebäude des Lloyd Triestino – natürlich gebaut von einem der Chef-Architekten der Donaumonarchie Heinrich von Ferstel – über die Kaffeehäuser, den Hafen, über den die Donaumonarchie mit Alexandria, Konstantinopel und der Levante, und seit der Öffnung des Suezkanals auch mit der ganzen weiten Welt verbunden war. Dazu gehörte eine im Alltag wie selbstverständlich praktizierte Vielsprachigkeit und eine, wie man heute sagen würde, Multikulturalität, wie sie eben zustande kommt, wo Italiener und Slaven, Deutsche, Österreicher, Ungarn, Armenier, Levantiner, Griechen zusammenlebten, und wo es eine

blühende jüdische Gemeinde gab, die sich von Ruggero und Arduino Berlam eine der bedeutendsten und schönsten Synagogen Europas errichten ließ.

Triest war für Magris Mitteleuropa im Kleinen, Europa *en miniature*. Aus einem solchen Orte konnte man Kraft schöpfen. Aus ihrer Geschichte als eine „aus dem Bruch mit der Vergangenheit geborene Stadt“ rührte auch ihre innere Zerrissenheit, ihre „doppelte Seele“, ihre Empfindlichkeit. Der Tonus dieser Stadt war davon bestimmt auch dann noch, als sich die Lage längst verändert, die Grenzen verschoben hatten, zum ersten Mal 1918, dann noch einmal 1945. „Die Stadt wird zu einem peripheren Punkt an der äußersten Ostgrenze Italiens, zu einer italienischen Provinzstadt: Es kommt zu jenem psychologischen und zugleich realen Bruch zwischen dem Anspruch auf Größe, der sich aus der unwiederbringlich entschwundenen Vergangenheit ableitet, und einer immer prosaischeren und beschränkteren Gegenwart.“ Und was für Triest gesagt ist, gilt für alle Zentren und Zonen, die von der Zerstörung der Mitte Europas in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Aber in dieser Lage liegt auch ein Erkenntnisprivileg. Triest ist empfindlich wie ein Seismograph. Hier schlägt die Nadel lange vor den Beben aus, mit denen alles anders wird. Triest ist ein Ort der Ernüchterung, der Desillusionierung. An Triest reizte, das kann man in Magris Bekenntnissen, aber auch in dem zusammen mit Angelo Ara verfassten wunderbaren Buch nachlesen, die Lage an der Grenze. Die Grenze wird zum Experimentierplatz, zum Ort für Denkübungen, die anderswo noch nicht anstehen. „Wenn Triest eine Grenze ist, so wird diese in einigen literarischen Werken zur Grundbefindlichkeit des Lebens und Fühlens, zu einer psychologischen und poetischen Struktur. Die Grenze ist eine Linie, die zugleich trennt und verbindet, eine scharfe Schnittwunde, die nur langsam vernarbt, ein Niemandsland, eine Übergangszone, deren Bewohner oft nicht das Gefühl haben, einem bestimmten Vaterland anzugehören, zumindest nicht mit jener Selbstverständlichkeit, mit der man sich normalerweise mit dem eigenen Vaterland identifiziert“. Das dürfte den Deutschen, besonders wenn sie im Schatten der Mauer aufgewachsen sind, nicht unvertraut sein. Die Grenze ist beunruhigend, sie schmerzt, sie erzeugt ein Gefühl der Ungewissheit und Verunsicherung, aber sie stimuliert auch.

Claudio Magris verließ Triest für Turin, um eine Weile auf Distanz zu gehen, weil die Stadt, wie er befürchtete, zu einer „Abstellkammer der Zeit“ zu werden drohte und sich

in „unkritischer Mystifizierung der untergegangenen Welt“ erging, „die einer Flucht vor den Problemen der Gegenwart gleichkommt“ (Triest 240). Aus diesem Protest ist sein großes Buch entstanden, das dann – seinen eigenen Worten zufolge – „so etwas wie der Lebensroman seines Autors geworden“ ist, „die Karte seiner geistigen und intellektuellen Geographie, der Plan für die Pfade, denen er noch immer folgt und die sich in immer neuen Richtungen verzweigen“. Seine mit 24 Jahren geschriebene Dissertation „Der Habsburg-Mythos in der modernen österreichischen Literatur“ war eine Sensation, nicht nur in germanistischen Kreisen, und half wohl, den Weg zu bereiten für das Comeback Wiens als eines alt-neuen Zentrums des mittleren Europas. Verfasst gegen das selbstgenügsame Sicheinspinnen in den Kokon der Habsburg-Nostalgie, gegen die Kultivierung der Austriazität und der Triestinità, ist seine Dissertation eigentlich ein Buch des Protestes, ein vorweggenommenes 68er Buch, freilich glänzend und gelehrt und von der Meisterschaft auch seiner großen Lehrer zeugend. Eine literaturgeschichtliche Abhandlung über die ganz Großen der österreichischen Literatur: Nestroy, Grillparzer, Stifter, Schnitzler, Hofmannsthal, Joseph Roth, Musil, Heimito von Doderer, aber auch über die Kleineren. In Wahrheit handelte es sich um eine kritische, später hätte man gesagt: ideologiekritische Revision. „Ich versuchte einen Mythos dingfest zu machen, mit anderen Worten, die Art und Weise, wie eine Kultur sich bemüht, die Vielheit der Wirklichkeit auf eine Einheit zurückzuführen, das Chaos der Welt auf eine Ordnung, die fragmentarische Zufälligkeit der Existenz auf die Essenz, die historisch-politischen Gegensätze auf eine Harmonie, die sie versöhnen, wenn schon nicht aufheben kann.“ (Mythos 11) Der Habsburg-Mythos wird in dieser Lesart interpretierbar als der Versuch, wenigstens in Kunst und Literatur zusammenzubringen, zu versöhnen, was in der Wirklichkeit politisch und administrativ nicht mehr gelingen konnte: die Integration des auseinanderstrebenden und auseinanderbrechenden Vielvölkerstaates, dessen Ende auch *post festum* nicht ohne Verklärung beschrieben oder literarisch bewältigt werden kann. Magris, den habsburgischen Mythos dekonstruierend, wie man heute sagen würde, hat ihn damit aber nur neu zum Leuchten gebracht, in den originalen Farben, frisch, von der Patina befreit, entstanden „aus einer tiefen inneren Anteilnahme“ und gegen sentimentale Apologie und Verfälschung. „Die Entzauberung ist notwendig, um das Feuer der echten Verzauberung anzufachen, die nicht leeres, künstliches Gerede bleibt. Ein Mythos beginnt erst dann zu funkeln, wenn man ihm seinen Pappzauber nimmt. Nur durch Kritik am habsburgischen Mythos kann man seine Faszination ins rechte Licht rücken

und ihr zugleich widerstehen.“ (Mythos 11, 12) Das ist fast eine programmatische Selbstcharakterisierung: Aufklärungsarbeit, die mit Leidenschaft gepaart ist, und eine Leidenschaft, die ohne Disziplin nicht auskommt.

Die kraftvollste Fortsetzung findet Magris Arbeit am Habsburg-Komplex 1986 in „Danubio“, im Donaubuch. Hier wird der Interpret der Literatur zum Interpreten von Landschaften, hier verlässt er für eine Weile seine Bibliothek und den für ihn immer reservierten Tisch im Café San Marco und geht auf eine lange Reise, die für ihn eine andere Bewegungs- und Erkenntnisform zur Erkundung der Welt, eine Fortsetzung des Schreibens mit anderen Mitteln ist. Jede Reise ist nicht nur eine Reise durch den Raum, sondern eine Reise durch die Zeit. Der Reisende – Schreibende „steigt wie ein Archäologe in die verschiedenen Schichten der Realität hinab, um auch alle die Zeichen zu sehen, die unter anderen Zeichen verborgen sind; um so viel Leben und Geschichten wie nur möglich zusammenzutragen und sie vor dem Fluss der Zeit zu retten“ (Lund 23, 24). Und noch ein anderes, wunderbares Zitat des Meisters: „Die Orte sind Knäuel der Zeit, die sich um sich selbst gewickelt hat. Schreiben heißt, diese Fäden abzuwickeln, wie Penelope das Gewebe der Geschichte aufzutrennen“ (Welt 260).

Magris machte sich auf den Weg, nun nicht als Kritiker des Mythos, sondern als Explorator der Donauwelt, die er schon so gut kannte; er wickelt den Faden der Zeit auf – entlang der Donau, und zwar der ganzen Donau, von den unklaren Ursprüngen im Schwarzwald bis hin zur Mündung des Ister im *Pontos Euxeinos*. Das war für ihn, den Bewohner der unter britisch-amerikanischer Militärverwaltung stehenden „Zone A“ des Freien Territoriums Triest, den Westler also, nicht selbstverständlich. „Da drüben begann das andere Europa – dieses Adjektiv ‚andere‘ bezog sich natürlich in erster Linie auf die Zugehörigkeit zu Stalins Universum, machte aber auch eine gewisse Ignoranz auf westlicher Seite deutlich. Auch ich glaubte als Bub, dass Prag weiter östlich liege als Wien, und war einigermaßen überrascht, als mir der Schulatlas das Gegenteil bewies. [...] Was im Osten liegt, erscheint oft düster, beunruhigend, ungeordnet, nicht sehr würdevoll. Es gibt eine Tendenz, den Osten mit dem Negativen gleichzusetzen.“ (Utopie 63) So entsteht, was eben entsteht, wenn ein mit dem gesamten, auch entlegensten Wissen und den merkwürdigsten Quellen ausgestatteter Professor, der darüber hinaus aber auch Augen und Sinne für die Welt, für die Gegenwart, für das Leben hat, sich in Bewegung setzt und schreibt: dem Strom wie einem roten Faden folgend, aber doch in

alle Richtungen hin und hergehend, sich manchmal auch verirrend und auf Abwege geratend, dafür aber immer mit neuen Erkenntnissen belohnt, mäandernd, aber immer wieder von der kräftigen Strömung der Donau mitgerissen und fortgetragen. So kommt eine Enzyklopädie des europäischen Stroms, das Panorama des von ihm durchströmten Kontinents zustande – man denkt unwillkürlich an Fernand Braudels „Mittelmeer“ und Lucien Febvres Rheinbuch –: mit einem Besuch in Meßkirch und in Canettis Geburtshaus in Ruse/Rustschuk, auf der Walhalla und im „serbischen Athen“ Novi Sad, bei Anton Bruckner und Adalbert Stifter, in Mauthausen und im Marx-Hof in Wien, in Lukács' Wohnung am Belgrad Rakpart 2 und bei Großmutter Anka. So entsteht ein Raum der *longue durée*, ein Raum, in dem vieles zusammenkommt und -stößt, ohne dass es dafür eines Konzepts oder Projekts namens „Mitteleuropa“ bedürfte, gegen dessen Ideologisierung und Banalisierung – „Mitteleuropa als Allroundmetapher“ – sich Magris immer gewehrt hat. Das Donaubuch ist die Erkundung eines Raumes von höchster Dichte und Kohäsion, von Zusammenhalt und zugleich katastrophischen Brüchen. Der Donauroaum wiederum als Mikrokosmos des größeren Europa.

Die mitteleuropäische, die europäische Erfahrung speist und erfüllt Magris gesamtes Schaffen, selbst da noch, wo der Handlungsraum und Schauplatz sich ins Überseeisch-Globale weitet – wie im Roman „Blindlings“ oder in „Ein anderes Meer“, in denen Schicksale im „Zeitalter der Extreme“ erzählt werden. Seine Romane sind bevölkert von Opfern und Tätern, manchmal auch Opfern und Tätern in einer Person, wie sie nur der geschichtliche Schauplatz des mittleren Europa hervorgebracht hat. Hier spielen die Tragödien der Kosaken, die zuerst Flüchtlinge und Kollaborateure sind und dann Opfer eines zynischen Deals wurden, hier wird den Arbeitern von Monfalcone, die in Jugoslawien den Kommunismus bauen wollen, aber im Gulag von Goli Otok zugrundegehen, ein Denkmal gesetzt. Wie ein *cantus firmus* zieht sich vom Mythos-Buch bis zu den Studien in den „Microcosmi“ die Überzeugung, dass Magris sich auf ein neues, Totalität versprechendes Projekt nicht mehr einlassen kann. Diese Überzeugung hat ihn hellhörig gemacht für neue Artikulationen jenes Anspruchs, das Ganze repräsentieren und notfalls mit Gewalt auch durchsetzen zu wollen. Wo immer er sich zu aktuellen Vorgängen zu Wort gemeldet hat – vorzugsweise im „Corriere della Sera“ – überall hört man die Sorge darum heraus, dass Enttäuschung in Hass und Verbitterung, Wiedergewinnung des Eigenen in ethnisch oder sonstwie begründeten Partikularismus umschlagen könnten. Die Sorge vor einem Verfall der politischen Kultur erstreckt sich

auch auf sein eigenes Land, wie man an seiner Tätigkeit als Senator in den 1990er Jahren, aber auch an seinem Engagement in der Initiative „Libertà e Giustizia“ ablesen kann.

Claudio Magris sagt an einer Stelle: „Vielleicht besteht die einzige Möglichkeit, die tödliche Macht der Grenzen zu neutralisieren, darin, sich immer auch auf der anderen Seite zu fühlen, auch für sie Partei zu ergreifen“. Das ist gewiss die bessere Seite der mitteleuropäischen Tradition: die andere Seite immer mitdenken. In Triest, diesem Dritten Ort, war früher und schärfer zu erkennen, dass die Spaltung Europas nicht von Dauer sein konnte. Die Erfahrungen und Tugenden, die an einem Ort der Grenze und der Vermittlung generiert und von Claudio Magris so überzeugend formuliert worden sind, wird Europa jetzt, da es noch reicher, komplizierter, unübersichtlicher geworden ist, brauchen. Jetzt da Europa neu zusammengesetzt wird, kommt es auf jene Tugenden der *civiltà mitteleuropea* besonders an: die Paradoxe aushalten, die andere Seite mitdenken. Wenn sie sich verbinden mit dem Zauber des Golfs, den strengen Linien der Stadt Triest, der dunklen Schönheit Istriens und der Eleganz des weißen Schlosses von Miramar – umso besser. Europa kann nach dem 20. Jahrhundert eine Portion Schönheit und Zuversicht gebrauchen. Für dieses Geschenk danken wir Claudio Magris, und dafür ehren wir ihn.

**Karl Schlögel**